Illustrierte Beilage

zur „Freien Presse“.

Nr. 15. Sonntag, den 6. April 1924. 2. Jahrgang.

Der Uhrmacher mit dem Sternchen.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Ich bin schon oft an dem kleinen, winzigen Laden des Uhrmachers Joseph Schirmzahn in der Paracelsusgasse vorbeigegangen, und immer habe ich den Meister über den Arbeitstisch gebückt gesehen. Eines Tages habe ich ihm meine Uhr gebracht, die mir, wie Uhren manchmal sein können, zweimal in großen, meterlangen Sprüngen über die Straßenbreite kollerte. Wie es möglich war, daß sie trotzdem weiterging, das wußte ich nicht, aber einen Augenblick war sie doch stehen geblieben, und zwar gerade dann, als ich mich mit meinem Freunde treffen wollte. Der Uhrmacher strich sich über das frühzeitig weiß gewordene Haar, setzte die schwarze, in Ebenholz gefaßte Lupe ab und sagte: „Ich will's versuchen!“

Es gab irgend etwas, das mich öfters in den kleinen, vom Ticken der zahlreichen Uhren erfüllten Laden trieb. Vielleicht war es das feine, stille Wesen des Mannes, seine gute Art und sein Benehmen den Kunden und Uhren gegenüber, etwas, worüber man heutzutage häufig nervöse und unfreundliche Reden hört, so daß ich diesmal oft auf den Gedanken kam, Uhrmacher müßten eigentlich die liebevollsten Menschen sein. Ich sah einmal, wie er ein Rädchen, ein winziges messinggelb funkelndes Rädchen, mit den bloßen Fingern gar nicht zu erfassen, wohl an die zwanzigmal einsetzte, herausnahm, wieder einsetzte, daß es in meinen Fingern juckte und zuckte, und mein Blut brauste, um endlich beim dreiundzwanzigsten Male aufzustehen, zu lächeln und sagen zu können: „Sieh dir mal so ein hartnäckiges kleines Dingchen an!“

Aber ich sah nur seine unbegrenzte Geduld. „Das ist merkwürdig!“ sagte ich.

Und da kam es einmal dazu, daß mir der Uhrmacher eine kleine Geschichte erzählte. Es war schon spät, das gelbe Gaslicht brannte, und der Meister hatte sein Arbeitszeug sorgfältig geordnet und hörte zu arbeiten auf.

Er hatte vorher schon ein wenig erzählt und setzte jetzt fort: „Ja also, so war es gekommen. Jung, lebensfroh und voll Wanderdurst war ich. Mein Vater, der auch Uhrmacher war, schickte mich in die Welt, mich trieb es selber, und da wanderte ich durch die Länder, über Berge und Alpen hinweg, über das Bayerische bis ins Mecklenburgische hinein, weiter zur Nordsee, in die Hafenstädte. Blieb nirgends allzulange, da es immer wieder eine lockende freie Straße gab. Bis auf das kleine Dörflein auf dem Hügel. Und das war ja ganz einfach, sehen Sie. Ein Mädchen kam und brachte mir ihre Uhr, ich hatte abends im Wirtshaus von meinem Fache erzählt. Das Mädchen war des Wirts Tochter, und sie bat mich, ihr die Uhr doch wieder zu machen, da sie selten in die Stadt käme. Man hatte mir ein schönes großes Zimmer gegeben, von wo der Blick in das helle, grüne Land gehen konnte. Ich nahm die Uhr, stellte einen kleinen Tisch ans Fenster, die Finken und Meisen schlugen draußen, die Bäume rauschten ins Zimmer herein, der Frühling war stark und jung, und da gab es ein leichtes, fröhliches Arbeiten. Setzte Rädchen für Rädchen auseinander, das Stück war alt, ziemlich verstaubt, und es war eigentlich keine leichte Aufgabe, sie wieder instand zu setzen. Aber wenn ich an Everl, das Mädchen, dachte, nahm ich mich zusammen, und wenn sie kam, und sie kam oft, erklärte ich ihr alles und brachte es zuwege, daß die Uhr nach drei Tagen wieder den ersten reinen Schlag tat. Als ich aber am nächsten Morgen fort wollte, da brachte Eva die Uhr wieder: „Sie geht nicht, da stimmt doch irgend etwas nicht!“ Freilich dachte ich, freilich, das glaube ich ganz gerne, und sah in ihre Augen. Und ich war gar nicht böse darüber, ich war jung, frei, voll Wanderlust, voll Frühlingsrausch. Ich fing noch einmal zu arbeiten an, indessen mir Eva die beste Milch und allerlei gute Sachen brachte, und abends saß ich dann unten in der Stube oder auf der Bank unter den Linden und mußte dem Mädchen von meinen Erlebnissen erzählen, die ich bisher erfahren hatte. Daß ich unter solchen Umständen mich weniger um mein Ziel kümmerte und lieber bei dem hübschen Mädchen auf der Bank saß, an ihren hellen Augen hing, das war ja begreiflich, aber dann packte mich doch die Lust zu wandern wieder stärker an, der Lenz jubelte in meiner Brust. Die Finken lockten und die Wälder vor meinem Fenster winkten und waren so wunderbar blau und duftig, daß ich es nicht mehr aushielt.

„Eva!“ sagte ich, „die Uhr wird wohl nicht mehr gehen, da ist es schade ums Schmalz, aber heb' sie auf, vielleicht kommt einmal ein anderer, der es besser versteht als ich. Morgen muß ich fort!“

„Das wird keiner besser verstehen, ich weiß es, und daß du einmal fort mußt, das weiß ich auch.“

Sie wandte sich um, und ich hörte ganz gut den wehmütigen Klank in ihrer Stimme und wußte ganz gut, daß ihre Augen naß wurden. Und ich wußte auch, wieviel es geschlagen hatte. Aber ich wußte nicht, wieso es geschah, daß ich sie nicht einfach um den Hals genommen hatte . . .

Was sollte ich schließlich in einem Dorf anfangen, das keine achtzig Seelen Einwohner zählte, und von denen vielleicht gar keine zehn Uhren besaßen, und wieviel von diesen zehn überhaupt ihre Uhren zum Uhrmacher tragen würden, wenn sie sich's nicht anders überlegten, — das wäre ein nettes Geschäft geworden.

Frühlingsglaube.

Von Gottfried Keller.

Es wandert eine schöne Sage
Wie Veilchenduft auf Erden um,
Wie sehnend eine Liebesklage
Geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden
Und von der Menschheit letztem Glück,
Von goldner Zeit, die einst hinieden,
Der Traum als Wahrheit kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten
Zu einem König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wirds nur eine Schmach noch geben,
Nur eine Sünde in der Welt:
Des Eigen-Neides Widerstreben,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
Und böslich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren:
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

„Aber . . . Eva, was wolltest du sagen?“

„Einen Tag wirst du wohl zulegen . . .? für mich?“

„Auf einen Tag mehr oder weniger für ein liebes, gutes Mädchen, darauf kommt es mir wirklich nicht an. Aber sieh, ich muß noch eine große Wanderung machen, bis zur See hinauf, durch das ganze Deutsche Reich, und ich muß lernen!“

„Hast du es mit dem Lernen soooo eilig?“

So war es, die Arbeit reizte mich mehr als alles, ich wollte etwas Rechtschaffenes, Tüchtiges werden, das war zu meiner Zeit noch ein gutbekanntes Wort.

„Gewiß, aber so eilig ist es nicht, daß ich nicht noch einen Tag bei dir bleibe, du liebes, gutes Mädchen!“

„Und wirst du mir schreiben? Ueberall, wo du bist?“

„Natürlich, ich werde mir säuberlich Namen und Adresse in mein kleines grünes Notizbuch schreiben und werde dich nicht vergessen!“

„Ist das wahr?“

„Freilich!“

„Und wirst du zurückkommen?“

„Auch das, aber wann, das weiß ich noch nicht . . .“

Und da sah sie mich an, ein holdes Lächeln um den Lippen. Dann kam der Abend. Der Frühling war frisch und fein, und wir saßen draußen unter den Gebüschen, und was wir sprachen, nun ja ... also, ich hatte ihr sozusagen mein Wort gegeben, sie nicht zu vergessen ... und wiederzukommen ...

Was war das für ein Wandern! Das Herz voll Liebe, der Mund voll Luft der Frühlingswälder. Wie oft dachte ich an Eva, und so manche bunte Karte schickte ich ihr, die letzte aus einer Hafenstadt; das war in Hamburg. Dann nichts mehr. Arbeit kam, viele Arbeit. An hunderte Uhren hatte ich in den Händen. Bis zu den großen Turmuhren hinauf hatte es mich getrieben. Ich habe gesehen, erlebt, erlernt. Und vergessen. Ja, ich hatte vergessen ... Monate und Jahre waren vergangen, ich war längst zu Hause; was es war, wie es kam, daß ich vergessen konnte, ich weiß es nicht, aber es muß in der Jugend wohl nicht anders sein.

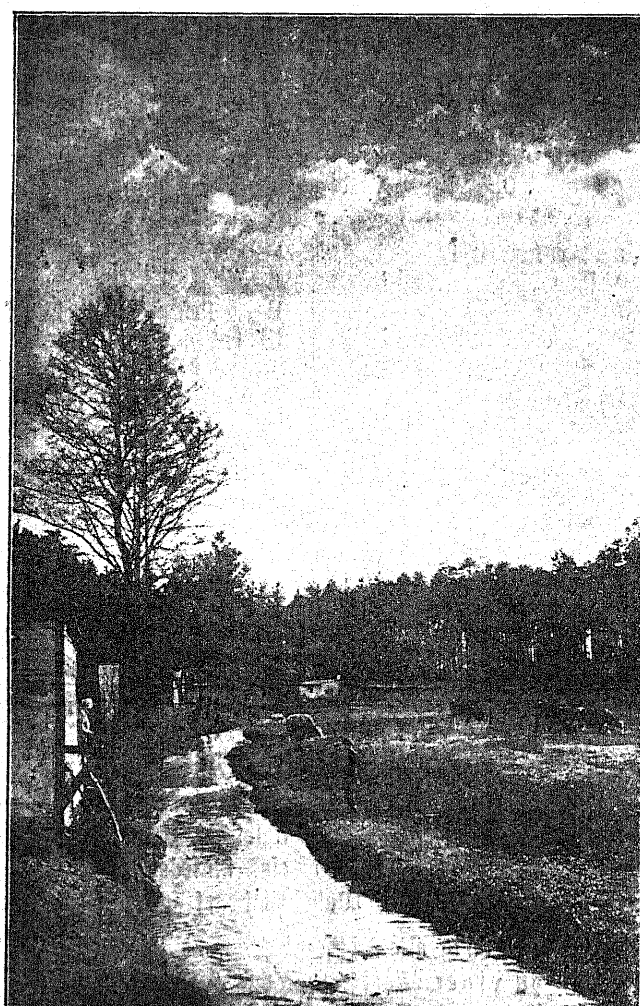
Damals, sehen Sie, als ich ihr die Uhr zurückgab, da hatte ich heimlich ein kleines Sternlein in die Uhr gezeichnet und ein großes J, vielleicht hatte sie es gar nicht bemerkt. Dann habe ich hier eine Stelle angenommen, habe schließlich das Geschäft gekauft. Frau habe ich keine gefunden, habe auch keine gesucht. War allein, lebte meiner Arbeit, meinen Uhren, und es gab genug Dinge, woran ich meine Liebe verschwenden konnte. Aber eines Tages, sehen Sie, eines Tages kam ein junger Mann, es waren noch zwei andere Kunden da, er aber macht nicht viel Umstände, mochte in der Eile sein oder dringend wieder fort müssen, er legte mir eine Uhr auf den Tisch und sagte, er ließe die Uhr da und käme morgen wieder. Ich legte die Uhr fort, ohne sie näher zu betrachten, sie blieb drei, vier und vierzehn Tage liegen, bis sie mir wieder in die Hände fiel, ich dachte nach, wußte keinen Namen und erinnerte mich, daß der junge Mann längst hätte wiederkommen müssen. Ich legte sie abermals weg, dann fiel sie mir wieder ein, ich öffnete sie, und da . . . fand ich das Sternchen und das große J. Es war die Uhr des Mädchens. Und nun warte ich, ich warte nun ebenso, wie Eva auf mich gewartet haben wird, und sehe auf die Straße hinaus, öfter als sonst, ob ich den jungen Menschen wiedersähe, der mir näheres über Eva erzählen könnte. Ich warte. Sehen Sie, so geht es, es gibt nichts, das nicht irgendwie wiedervergolten wird, es gibt nichts, das der Mensch nicht eines Tages überprüfen müßte. An fünf Jahre ist es her, seitdem der junge Mann die Uhr brachte. Und es werden vielleicht noch mehr als fünf Jahre darüber hinaus vergehen. Ohne daß ich etwas anderes tun könnte als warten . . .“

Damit ging er zu einem Schränkchen, holte eine kleine silberne Mädchenuhr, zeigte sie mir, öffnete den Mantel, und da blickte ein Sternchen und ein großes J.

„Sie geht ja!“ sagte ich.

„Ja!“ erwiderte er, „vielleicht kommt sie doch eines Tages, und dann glaube ich, ist es besser, wenn alles in Ordnung ist . . .“

Und er hielt sie an das Ohr, als würde er durch ihren Gang die Stimme des Mädchens hören und den Frühling. Und als würde er das Mädchen sehen, das Dörflein und die Wanderschaft durch weite, helle Länder . . .



Frühlingssiziliane.

Und wieder ist die holde Zeit erschienen
Der Weidenkätzchen und der Anemonen!
Im Sonnenglanze schwärmen aus die Bienen;
Noch stehen kahl die Wipfel und die Kronen.
Doch inn'ges Jubelglück erklingt von ihnen:
Er kommt! Er will ein Weilchen bei uns wohnen.
Wohlan! Ihm laßt uns huldigen und dienen,
In jedem Haus und Herzen soll er thronen!

Albert Fischli.

Fahrten und Abenteuer.

Um Polen ist die chinesische Mauer der außerordentlich hohen Paßgebühr gezogen. Stärker als je wird durch diese Absperrung in uns die Sehnsucht, fremde Länder zu schauen. Der abenteuerliche Drang in die Ferne, ein Grundzug deutschen Wesens, ist lebendig in jedem von uns, niemals aber war er so gewaltig als jetzt, da nur Schoßkinder des Glücks an eine Auslandsreise denken dürfen. Ist es unter solchen Verhältnissen ein Wunder, daß jedermann wieder nach dem **Reisebuch** greift, um wenigstens in der Phantasie fremde Länder und Menschen zu schauen?

Eine ganze Reihe von neuen Büchern will der Phantasie des „Reisenden in seinem Zimmer“ Flügel leihen. Im Nachfolgenden soll von ihnen die Rede sein. — Von **Alfons Freiherrn von Czibulka** herausgegeben und eingeleitet, ist jetzt ein Buch erschienen, das die Taten der größten Seefahrer der Welt durch ihrer und ihrer Gefährten Berichte schildert: „**Die großen Kapitäne**“ (Drei Masken-Verlag, München). Dem Großadmiral von Tirpitz gewidmet, ist sein Leitspruch jenes Wort, das über dem Eingangsportal des Seefahrtshofes in der alten Hanse- und Handelsstadt Bremen zu lesen ist: „Schiffahrt treiben ist notwendig, zu leben ist nicht notwendig!“ Großtaten kühnen Entdeckerdranges ziehen vorüber, lebendig geworden in den Worten derer, die mit dabei gewesen sind. Scharf umrissen heben sich die Persönlichkeiten der Pioniere der See über ihre Zeit und Zeitgenossen heraus: Columbus, Don Juan d'Austria, de Ruyter, Cook, Nelson und die vielen anderen. Aber das Schöne und Bedeutsame dieses Buches ist, daß nunmehr hinter diesen historischen Helden, deren Ruhm fremden Völkern zu Gute kam, Deutschlands Helden zur See auferstehen und sich würdig in die Reihe der Unsterblichen einreihen. Wir erleben die kühnen Fahrten der „Libau“ und des „Seeadler“, von ihren Kommandanten selbst erzählt, den abenteuerlichen Kampf

der U-Boote gegen die englische Weltmacht, wir stehen mit dem Admiral Scheer in der Skagerakschlacht auf der Kommandobrücke des Flaggschiffes — und vor allem: unvergeßlich packt unser Herz das gewaltige Tun des Siegers von Coronel Graf Spee, der mit seinen beiden Söhnen und allen seinen Getreuen im Grunde des Meeres und im Gedächtnis des deutschen Volkes ruht. Dann endet das Heldenlied der jungen Seemacht im erschütternden Ausklang von Scapa Flow.

In diesem Zusammenhang mögen noch einige andere Bücher erwähnt sein, die von entsagungsvoller deutscher Pionierarbeit in Uebersee berichten. Konsul Paul Landbeck schildert in seinen „Kongoerinnerungen“ (August Scherl Verlag, Berlin) zwölf Jahre Arbeit im Innern Afrikas. Der Verfasser hat in holländischen Diensten um die Wende des Jahrhunderts harte Zeiten auf vorgeschobenem Posten in Zentralafrika durchgemacht, deren Erlebnisse er in schlichter Form wiedergibt. In anschaulichen Bildern erschließt sich uns das von der Glut der tropischen Sinne durchleuchtete Geheimnis des Urwaldes mit dem seltsamen Leben seiner Menschen und Tiere.

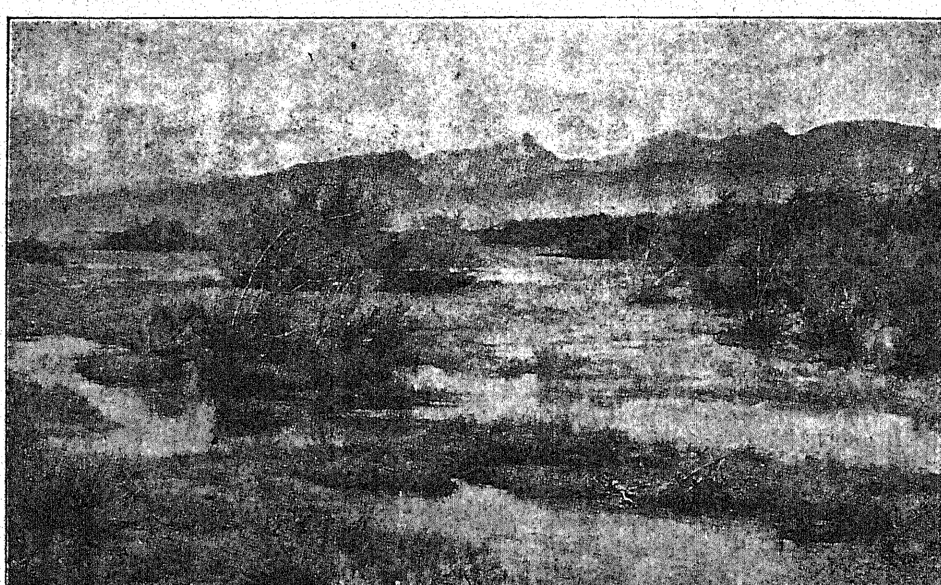


Werner Sombart

der berühmte deutsche Soziologe, Geschichtsforscher und Volkswirt, auf den in Berlin ein Attentat verübt wurde.

Von der Seele des afrikanischen Menschen im besonderen erzählt der Missionar Josef Fräßle in seinem Buch „Meiner Urwaldneger Denken und Handeln“ (Verlag Herder, Freiburg i. B. Preis 5,25 Franken), von seiner beschwerlichen Missionstätigkeit am oberen Kongo in den Jahren 1905—1920. Wir spüren die langsame Einwirkung der christlichen Ideen auf Familienleben, Recht und Sitte des Negers, wir folgen dem Missionar auf seinen Wegen durch den Urwald, lauschen seinen Zwiegesprächen mit der Bevölkerung, wohnen ihren Gerichtssitzungen bei, sehen ihre Dörfer, vernehmen das dumpfe Dröhnen der Baumtrommeln und den nächtlichen Gesang der Wildniskinder. Bisher nicht bekannte Tierfabeln und Mythen des afrikanischen Waldes erhöhen den eigenartigen Reiz dieser Schilderung.

Nach Indien entführt uns Oskar Kauffmann in seiner nun in zweiter Auflage erschienenen interessanten Darstellung seiner indischen Reisen: „Aus Indiens Dschungeln“ (Kurt Schröder Verlag, Bonn-Leipzig). Mit Temperament und Leidenschaft ist hier ein Jäger durch die indische Landschaft gestreift, und mit atemraubender Spannung weiß er im Auf und Ab der Erlebnisse die abenteuerlichen Jagden auf den königlichen Beherrscher des Dschungels, den Tiger, zu veranschaulichen. Voller Humor werden Land und Leute gezeichnet; schöne Bilder verdeutlichen den mystischen Reiz der indischen Wunderwelt.



Schneeschmelze.

Es drängt und es treibt wie im Sturme herauf
Aus der dunkelen, träumenden Erden —
Es jubelt unsichtbarer Schöpfungschor
Gebieterisches, göttliches Werden.
Die siegende Sonne zieht mächtig herauf

Mit leuchtenden Weckergebärden
Heißlohende Lebensflammen erglühn
Auf den verloschenen Herden —
O Rausch der großen Erstehungszeit!
O Rausch der erwachenden Erden!

M. Herbert.

Kühler und wissenschaftlicher gibt sich Dr. Theodor Herzog in seinem Buch „Vom Urwald zu den Gletschern der Cordillere“ (Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart). Das Werk ist die Frucht mehrerer Reisen durch Südamerika, besonders Bolivia, die dem Botaniker wertvollste Ergebnisse zeitigen. Aber neben dem

wissenschaftlichen Wert vermittelt das mit wundervollen Tiefdrucken geschmückte Buch ein wirksames Bild von der Landschaft und den Menschen Südamerikas, das wie der Verfasser hervorhebt: „auf lange hinaus der einzige Erdteil sein wird, in welchem Deutsche ungehindert vom Neid dieses umfassenden gegen sie gerichteten Bündnisses werden forschen und arbeiten, Werte erzeugen und Güter tauschen dürfen“.

Ws.

Isadora Duncan bei den Bolschewisten.

Von Georges Popoff (Moskau).

„Ja, sehen Sie, meine Tanzkunst und die Philosophie Nietzsches — das ist ein und dasselbe, absolut dasselbe!“ Diese gewagte Behauptung kam von den Lippen einer ältlichen, ohne jegliche Diskretion geschminkten Dame, die in theatralischer Pose vor mir saß und verführerisch zu lächeln versuchte — — — Isadora Duncan. Das Haar so schlecht gefärbt, daß die herabfließende Farbe am Nacken deutliche Spuren hinterlassen hatte, die Schminke so dick aufgetragen, daß sie wie Stuck herabbröckelte, trotzdem aber die Falten im Gesicht nicht verdecken konnte, den Kopf kokett und manieriert auf zwei Fingerspitzen gestützt, um die Schultern einen phantastischen Schleier gewickelt — so saß sie da: eine groteske Ruine! Das war also die „göttliche Isadora“, die Trägerin eines einst gefeierten Namens? Sollte ich lachen? Ach nein, danach war mir gar nicht zu Mute: ein leises Gruseln schlich mir den Rücken hinunter . . .

„Bestrafte Neugier“, fuhr es mir durch den Kopf — „weshalb auch dieses gewaltsame Selbstzerstören bisher erhaben scheinender Illusionen . . .?“ Aber es was wirklich nicht zu umgehen gewesen: denn Tag für Tag führte mein Weg an jenem kleinen, feudalen Palais auf der Pretschistenka vorbei, in dem einst die „Primaballerina Seiner Majestät des Selbstherrschers aller Reußen“, Anni Balaschowa, mit ihrem steinreichen Gatten gewohnt und „ganz Moskau“ bewirtet hatte bis — — — eines schönen Tages sie, ihr Gatte und „ganz Moskau“ das Weite suchen mußten . . . . Neue Feste wurden dann in Moskau von neuen Herren gefeiert . . Im Palais auf der Pretschistenka hielt eine andere „Prima-Ballerina“ Einzug — die Tänzerin Seiner Majestät des Roten Zaren Iljitsch . . . . Und im Heim der Balaschowa wurden nun andere Weisen gespielt und andere Tänze getanzt . . . . (Nur die menschlichen Leidenschaften blieben offensichtlich dieselben . . . . .)

Leider verwandelte die Sturmflut „Revolution“ das elegante, kleine Palais der nunmehr entrechteten Balaschowa bald in einen häßlichen Stall. Jeder Straßenpassant konnte sich hiervon leicht überzeugen, denn die Fenster zum Parterre waren stets unverhängt, und man sah ungeniert in die sonderbare Welt der Tanzschule Isadora Duncans hinein; in den

kahlen, stallartigen Sälen lagen und saßen auf schmierigen Pritschen etwa 40—50 bildhübsche, aber garstig schmutzige Mädchen im Alter von 12 bis 17 Jahren und ... lausten sich! Parole d'honneur — es war ihre ständige Beschäftigung. Hin und wieder hantierten sie auch mit grauschwarzen, zerlumpten Handtüchern oder balgten sich. Das Ganze erinnerte an ein Asyl für obdachlose Kinder. Am Abend waren die Räume stets erleuchtet, und dann sah man alles noch deutlicher. Unter anderem bemerkte man, daß diese „Sowjetkinder" wirklich nichts zum Anziehen hatten. Das vorbeiflanierende Proletariat und andere nichtstuende Moskowiter machten stets in Gruppen am „Palais Duncan" Halt und betrachteten schmunzelnd die schlafengehenden Lauskinder Isadoras, denen tagsüber Nietzsches Tanzphilosophie (ins Bolschewistische übertragen) beigebracht wurde ...

Natürlich begriff das „Rote Moskau" diese Tanzphilosophie nicht sofort und kommentierte den Anblick der 50 jungen Mädchen im „Palais Duncan" auf eine ganz andere Weise. Das russische Proletariat hat eben, trotz der reinen, hehren Lehre des Kommunismus, eine schmutzige Phantasie .... Ich ging diesen bösen Gerüchten nach und konnte mit Freuden konstatieren, daß in Wirklichkeit den 50 kleinen Mädchen tatsächlich nur die Künste der roten Terpsichore beigebracht wurden und nichts, was mit den Gesetzesbüchern irgend eines verworfenen, kapitalistischen Staates kollidieren würde ... Diese Gerüchte waren also „stark übertrieben".

Frivolere Dinge wurden dagegen von Isadora selbst, ihren nächsten Mitarbeiterinnen und ihren Freunden berichtet. Doch ich will die Chronique scandaleuse dieser charmanten Frau nicht vergrößern. Eines Tages schritt ich hinein. Schon im Treppenflur saß etwas Abstoßendes: eine dicke, lila-geschminkte, buntscheckig gekleidete Matrone vom Schlage jener Damen, die in deutschen Hafenstädten Matrosenkneipen schlimmster Observanz unterhalten. Dieser furchterregende Cerberus nannte sich „Baronin Osten Sacken" und gab sich als „Directrice" der Duncan-Schule aus. Sie bestürmte mich sofort mit zahlreichen Fragen — ob ich ihr ein Visum nach Deutschland verschaffen könnte? — ob ich ihr einige Billetts zum nächsten Tanzabend der Göttlichen abkaufen wolle? und dergleichen. Es war schwer von ihr loszukommen, aber nachdem dieses, nicht ohne Mühe, dennoch gelungen war, stürmte man desto behender die Treppe hinauf, durch weite Säle fliehend, Rettung suchend.

Kahle Säle, kahle Wände, unsaubere Fußboden, kaltfeuchte Luft, Ungemütlichkeit und Verwahrlosung überall. Schließlich macht man in einem bureauartigen Zimmer Halt, wo man auf den ersten lebenden Menschen stößt: ein Uniformierter, im Dreß der Tscheka, mit einem Revolver an der Seite, das unsympathische Gesicht glatt rasiert, gepudert, lasterhaft. „Mit wem habe ich das Vergnügen?" — „Ich bin der Kommandant der Duncan Schule!", klingt es nicht ohne Stolz dem Besucher entgegen. „Kommandant der Duncan-Schule?" Auch das noch! Selam. Der Kommandant macht Fisimatenten und sagt, die Göttliche sei unwohl. Dann verschwindet er aber hinter einen Paravent, von wo allerhand unartikulierte Laute hervordringen.

Nach einer Weile wird langsam, unendlich langsam, der Vorhang beiseite geschoben, nein — „klassisch geteilt" — und zum Vorschein kommt Sie ... ein zerbröckelndes, einst erhabenes Gebäude. Etwa wie eine klassische Säule, die zerfällt und sich bereits mit irgend einem Unkraut bedeckt hat. Isadora Duncan — die einstige Römerin — als alternde, geschminkte Französin nun verwandelt in eine bolschewistische Moskowiterin. Fürwahr eine originelle Kombination. Aber etwas chokierend... Manche äußern sich über die „sowjetisierte" Isadora noch drastischer. Genug. Der Rest sei Schweigen.



Mattia Battistini.
Der weltberühmte italienische Bariton, der heute nachmittag in der Lodzer „Philharmonie" singt.

Laßt Isadora reden ... „Ja, Rußland war für mich eine große Enttäuschung. Die Sowjetregierung hat mich schlimm mystifiziert. Lenin, ja Lenin selbst hatte versprochen, mir die Möglichkeit zu geben, eine Tanzschule für 5000 Kinder zu gründen. Alles sollte frei sein. Oh — in Freude und Schönheit hätte ich die Kinder der Kommune Rußland zu nie geahnter menschlicher Freiheit erzogen. Zarathustras Lehren schwebten mir, verwirklicht, vor ... Aber aus all diesen Träumen wurde nichts. Statt 5000 — gab man mir nur — — 50 Kinder. Sie müssen zugeben, daß zwischen 5000 und 50 ein gewisser Unterschied besteht!" Ich nickte stumm, denn ich dachte an die bekannten, überzeugenden Theorien Adam Rieses, gegen die schwer etwas einzuwenden ist.

Isadora Duncan kam in Rage. Sie faßte mich am Arm: „Nun hören Sie weiter. Jetzt gibt die Sowjetregierung mir nicht einmal die Mittel für den Unterhalt dieser 50 Kinder. Ich selbst soll die Kosten dieser Schule und des Palais tragen. Woher soll ich das Geld nehmen? Ich besitze ja nichts mehr. Alles hat man mir geraubt ..." Das Herz krampfte sich mir im Leibe zusammen. Ich sah Isadora schmerzerfüllten Blickes an, sie aber klagte weiter: „Und unhöflich sind die Leute hier zu mir! Gestern passierte mir folgendes: das Orchester, welches ich für meinen heutigen Tanzabend verpflichtet hatte, machte mir zur Generalprobe eine Szene und weigerte sich, heute zu spielen. Ich bin untröstlich. Die Musiker sagen, sie wären ehrliche Kommunisten und wollten nicht für mich spielen, weil ich kostbare Pelze trage, reich sei und wie eine Burshuika lebe. Das ist doch gelogen! Führe ich denn ein bourgeoises Leben? Sind meine Pelze kostbar?" Dabei wies sie mit koketter Handbewegung auf ihre wundervolle Zobelstola. Ich schüttelte kräftig den Kopf. Das beruhigte die Göttliche und sie fuhr also fort: „Ich besitze nichts. Ich gehöre zum Proletariat. Ich bin Kommunistin. Die getanzte Internationale ist meine Schöpfung. Mein Leben, mein Tanz, meine Kunst ist Kommunismus, Kommunismus, Kommunismus ...!"

Schluchzen durchschüttelte den ältlichen, morschen Körper. Ein hysterischer Ausbruch klassischer Ekstase. Tränen, bernsteinklare Tränen rollten über die faltigen Wangen und hinterließen auf der Puderschicht Spuren — Spuren, die nicht mehr zu Jugend und Schönheit zurückführten. Auch ich war erschüttert, ergriff hastig eine patschige, parfümierte Hand, küßte sie einmal, zweimal, dreimal und stürzte zum Zimmer hinaus — vorbei am Kommandanten, vorbei an Mama-Directrice, hinaus an die frische, freie Luft.

Erst draußen, auf der Straße atmete ich erleichtert auf und dachte — wie glücklich doch Isadora Duncans Schutzpatron Zarathustra, daß seine Wege ihn nie nach Moskau, zu dieser bolschewistischen Isadora geführt hatten ....

Humor.

Gemütlich. „Wenn Sie mich beim Rasieren immer schneiden, so brauchen Sie Pflaster, und das kostet doch viel Geld!"

„Ja, glauben Sie denn, das Messerschleifen kostet nichts!?" — 3.

Rätsel-Ecke.

Lösung des Silbenrätsels:
1. Meran, 2. Eli, 3. Nase, 4. Spiritismus, 5. Cäsar, 6. Hebe, 7. Sheriff, 8. Endoskop, 9. Idiom, 10. Nixe, 11. Hera, 12. Epik, 13. Insekt, 14. Sokrates.
Mensch sein, heißt Kämpfer sein.

Scherzrätsel.

Schau das Ende, wenn der Anfang war.
Ist dir dieser Städtename klar?

Buchstabenrätsel.

Ich hatte mir den Arm verletzt,
Da ward schnell eine Stadt versetzt,
Und drauf gelegt, und siehe da,
Gleich war mir auch die Hilfe nah.

Verantwortlicher Schriftleiter: Adolf Kargel. — Druck: Verlagsgesellschaft „Libertas" m. b. H., Lodz, Petrikauer Straße 86.